

Als sie aus der Tür in den Schatten der Nacht getaucht waren, flüsterte der Zigeuner nur ein Wort: „Kralowski!“

Draußen aber lag Ladislaus noch immer im Staube. Das Mädchen stand eng an die Wand der Schenke gedrückt und hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen.

Taumelnd erhob sich Ladislaus. Er trat in die Tür, blickte mit blutunterlaufenen Augen in die Menge der schweigenden, bestürzten Burschen und Mädchen und schrie:

„Waffen!“

Und der Sohn des Schankwirtes lief und brachte dem Hirten die Leder-schlinge mit dem schweren Bleiknopf, einen seiner Beilstücke und sein kurzes Messer.

Dann drehte sich Ladislaus schwerfällig um, holte sein Pferd und folgte der Spur der vier Männer, die gegen die große Ebene lief.

Dem Mädchen hatte er keinen einzigen Blick geschenkt.

Der Montag kam — die Nacht verlief, der Dienstag ging zur Neige.

Der alte Barnabas war in das Dorf geritten und vor kurzem zurückgekehrt.

Jetzt saßen die Hirten um das Feuer, Satan kochte stumm und verbissen, der Ziehbrunnen starrte wie ein riesiger, schlafender Kranich in das Dunkel des Abends.

„Dies ist es, was ich erfahren konnte!“ endete Barnabas seinen Bericht. „Als ich schon abreiten wollte, hängte sich das Mäd'el hinter dem Hause an mich. Es heult und ist ganz hin.“

Onkel Barnabas, sagte sie, ich muß es Euch noch sagen, der Kralowski, ich schäme mich so sehr — an jenem Abend hätte er mich haben können. Ich mußte ihn einfach küssen — er hätte mich mitnehmen können wohin er wollte!“

Die Reiter hatten stumm und ernsthaft zugehört. Mihály und sein Vater Nikolaus Kondor reinigten eifrig ihre Karabiner. Dann sah Mihály auf, runzelte die Stirne und sagte fragend: „Vater?“

Der nickte. Erhob sich, schob die Patronen in den Lauf.

„Wir zwei reiten“, sagte er kurz. „Ist die Steppe verständigt?“

„Ja“, antworteten Trunkó und Orsó gleichzeitig, „die Herden wissen es — die Koppeln, die Höfe — alle. Sie wissen es und schweigen!“

„Gut!“ sagte der alte Kondor. Und dann saßen sie auf.

Schimmernd und flimmernd liegt lastende Sonne über der Steppe. Dieser Teil ist einsam, still, schweigend. Mücken tanzen, Lerchen steigen und singen. Der grasbewachsene Steppenboden atmet Friede und Ruhe, Liebe und Leben.

Hinter einem der Büsche schiebt sich ein Tier, langsam grasend, aus dem Schatten in die Sonne.

Ein Roß. Es scheint erschöpft, das Haar ist struppig, es mangelt der glitzernde Samtschein gepflegter Pferdehaare.

Es ist gezäumt. Zerrissene Zügel schleifen am Boden.

Als es in die Sonne tritt, sieht man, daß es auch gesattelt ist. Aber der Sattel hängt, durch die Gurten am Pferdekörper festgehalten, nach abwärts.

Die Decke schleift am Boden — sie wird bald ganz abgleiten. Das Tier merkt dies alles nicht. Es frißt, hungrig, müde, kraftbedürftig.

Wie es so Schritt für Schritt mühsam vorwärts tritt, scheint es einen Körper im Grase nachzuschleifen. Einen reglosen Körper, einen Menschenkörper, dessen linkes Bein noch im Steigbügel hängt, unlösbar verbunden mit dem Eisen, da der Stiefel mit dem großen, silbernen Sporen durch den Ring des Bügels gegliitten ist.

Der Körper ist ohne Leben. Tot.

Seit zwei Tagen schleift das Roß den toten Herrn durch die schweigende Steppe.



Wie es so Schritt für Schritt vorwärts tritt, scheint es einen Körper im Grase nachzuschleifen . . .

Der Körper trägt die Kleidung der Steppenreiter. Das weiße Hemd ist in der Höhe des Herzens durchlöchert und braun verkrustet.

Um den Hals des Toten windet sich ein geflochtener Lederriemen mit einer Bleikugel am Ende. Der Lederriemen ist zerrissen, das zerrissene Ende ringelt sich hinter dem Kopfe des Toten im Grase, wie eine gelbrote, dünne Schlange. Der Tote ist im Gesichte unverletzt, aber den Hinterkopf hat die um den Hals sausende Bleikugel zerschmettert.

So weidet das Roß, Schritt für Schritt vorwärts tretend.

Und Schritt für Schritt folgt ihm sein toter Herr.

Die Steppe aber schweigt.

Jetzt hebt das Roß den Kopf, äugt, schnaubt und stößt ein helles, klingendes Wiehern aus, einen Hilferuf, der sich über die schweigende Steppe schwingt, die Stille zerreißt und um Gehör bittet.

Ein Vater und ein Sohn sind auf der Suche nach dem Freunde, der nicht mehr zurückgekehrt ist. Kondor, der Alte, und sein Sohn Mihály.

Stumm reiten sie. Die Sonne drückt, Reiter und Roß sind müde. Die Steppe ist groß — riesenhaft weit, wenn Verlorenes zu suchen ist. Langsam traben die Gläule. Die Augen der Männer schweifen unablässig in die flimmernde Weite.

Der Hengst Mihály's wirft den Kopf hoch, stutzt, wendet die Nüstern gegen Westen. Mit gespitzten Ohren scheint das Tier zu lauschen. Dann schreit es laut, klingend, den Schrei einer Stute in den Mittag der Steppe.

Oh, — der Hengst hat feine Ohren. Er kennt das leise verhallende Wiehern, das sich aus der Richtung der fernen Büsche herüberschwingt. Er kennt die Stute, die dort ruft, genau. Sie stand lange Zeit Seite an Seite mit ihm. Er hat sie schon schmerzlich vermißt in den letzten Tagen und folgt jetzt ihrem Ruf.